

Grenzbesetzung in der Ajoie [Fortsetzung]

Autor(en): **Schmidt, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1917-1918)**

Heft 5

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grenzbefetzung in der Ajoie.

Von Hans Schmidt.

(Mit Federzeichnungen des Verfassers.)

(Fortsetzung.)

So schön sich Bure und seine Höhe im Herbstglanz gezeigt hatte, so übel hauste hier oben der Novemberwind; kalter Regen, graue Nebel deckten die ganze schöne Weite zu, frierend stampften wir vormittags auf den verwahrlosten Weiden herum und waren froh, nachmittags den bequemen Litzmer anzuziehen und die feuchtschweren Kapute in einen Rauchfang zu hängen. Abends sprang man rasch über die vom Regen überfließenden Straßen seinem warmen Plätzchen zu und vergaß bei der Lampe das traurige Soldatenleben im November.

Zwei Füsilier, ein Korporal und der Sanitätswachtmeister der Kompagnie, hatten mit Geigen, Cello und Bratsche ein Quartett gebildet unter Förderung des Hauptmanns und gaben in der Dorfkirche von Bure des Abends einige Male sehr schöne Konzerte. Es war gerade in der beschriebenen Regenzeit. Auf dem erleuchteten Lettner oben standen die vier Spieler, auf den harten Bänken in der dämmerigen kalten Kirche saßen die wenigen zuhörenden Füsilier, in einer Bank des dunklen Chors mit seinen Kostbarkeiten saß der Pfarrer, versteckt lauschend. Meist wurden Mozart'sche Quartette gespielt, daneben etwa Beethoven oder Bach. Die reine und vornehme Musik Mozarts in dieser trüben Kirche zu hören, war ein großer Genuß; schöne und traurige Gedanken wachten auf, sonst im rauhen Dienst erstickt, flogen hinaus in die dunkle Nacht, in die von Krieg und Leid erfüllte Welt. Und seltsam war es zu fühlen: hier sitzen wir in einer kalten, fremden Kirche und hören Mozart, das Bajonett zur Seite, die Mütze in der Hand; fern ist die Stadt unserer Arbeit, unsere Beziehungen und Aufgaben; wenige Kilometer weit stehen Kameraden sich als Feinde gegenüber. Welches Los liegt uns näher? Wir wissen's nicht — und hören Mozart, die Blüte einer verflungenen Zeit.

Was macht den Dienst der Grenzbefetzung so drückend, so unbeliebt, trotz dem gesunden Leben, der vorherrschenden Sorglosigkeit, der zerstreuenden Kameradschaft? Jeder Handwerker liebt seinen Beruf trotz vieler Mängel; nur der Füsilier wird über den seinen stets schimpfen, ihn stets als einen Frohndienst empfinden. Er hat eben keinen Beruf, sein Beruf ist nur eine gedachte Situation: der Krieg. Sein ganzes Leben im Frieden ist Vorbereitung, Erziehung, Lernen, beständiges Handeln nach einer vorgestellten Wirklichkeit — der Soldat sagt: „der Aff oder 's Chäschperltheater mache“. Und das ist unbefriedigender als alle Mühen, alle Entbehrungen an Genüssen und Freiheiten. Das drückt auf seinen Stolz und verbittert ihm die Freude an Waffen und Uniform. Aber es verhindert auf der andern Seite die Entstehung von Maulhelden und Bramarbassen, es gewöhnt den Soldaten an die Überwindung der fast übermenschlichen Forderungen des Krieges. Es erzieht ihn zu dem beherrschten Fatalisten, zu dem den Türken seine Religion gemacht hat.

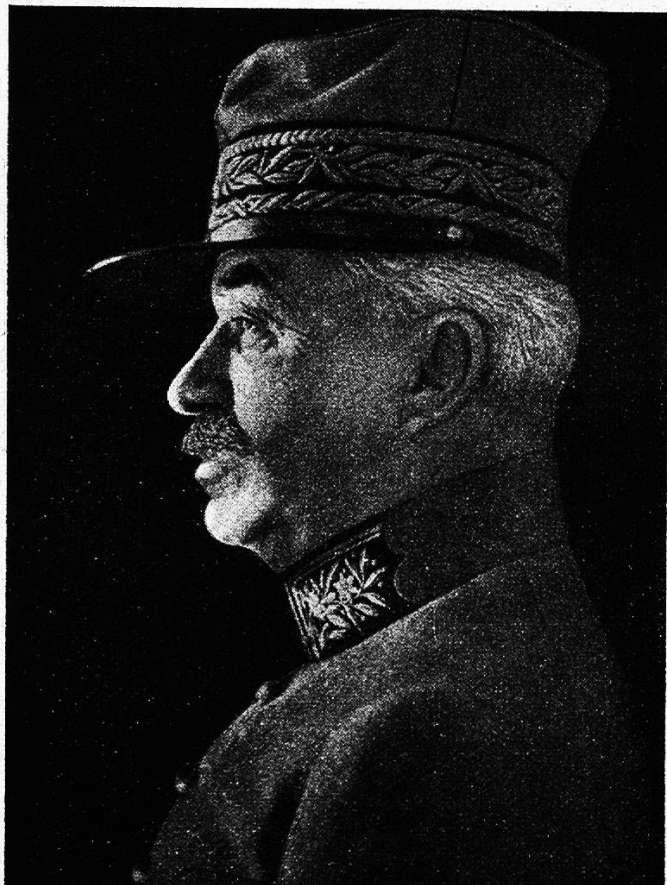
Vielleicht wäre ein Gewehrgriff oder eine vordringende Schützenlinie noch ein Gegenstand des Berufsstolzes? Aber auch das sind ja nur Symbole

der Unterordnung unter die Gewalt des Kommandos und der Schlacht! Einzig im Schießen und im Betrieb eines Grenzpostens fühlt der Soldat wirklich die unmittelbare Ausübung seines Berufes und darum ist es ihm dabei auch am wohlsten. Bei aller primitiven Unterkunft, dem langweiligen Schildwachstehen, den Patrouillen bei Nacht und schlechtem Wetter, dem ständig gestörten Schlaf — hier sieht der Soldat doch ein wenig seinen Zweck ein, wirkt er durch seine eigene Person und nicht nur als Zahl in einer aufgebottenen und ständig trainierten „Truppenstärke“. Hier steht er einmal ein wenig über den Zivilisten, die ihn sonst in der staubigen, dreckigen Marschkolonne höchstens mit einem Blick des Mitleids bedenken.



Die seit der Entlassung aus dem ersten Grenzbefugungsdienst schwächere Belegung der Grenze brachte es mit sich, daß wir häufiger auf Posten kamen, von unserer Kompanie in Bure etwas mehr als ein Zug, später nach Entlassung der Hälfte des Bestandes sogar zwei Drittel einer Kompanie zu vier Zügen. Im Jahr 1914 war ich überhaupt nur im Anfang auf Grenzposten, später nie mehr, und das hat auch diesen Dienst so besonders langweilig gemacht. In den fast anderthalb Monaten des Aufenthaltes in Bure war ich zweimal auf demselben Grenzposten beim Zollhaus, jedesmal etwa 5 Tage. Wir hatten den mittlern Teil eines kleinen Bauernhauses als Lokal: einen kleinen Gang, ein ausgeräumtes, mit Stroh gefülltes Zimmerchen zum Schlafen (für etwa 10 Mann ein sehr enges Loch), dahinter eine größere kahle Küche mit einem einzigen schmalen Fenster und einem großen Rauchfang, durch den Wind und Kälte beständig herabdrückten. Man stand Wache beim Zollhaus, manchmal zusammen mit dem Böllner, und vorn an der Straße nach Villars-le-Sec mit schönem Ausblick auf dieses Dorf. Auf der Wiese stand die „Wöschhänkete“, ein Holzgestell vom Grundriß eines stump-

fen Winkels, wo man die Gewehre zur Beschießung eines Fliegers aufzulegen hatte; ich kam nie zu einer solchen Aktion. Patrouillen gab es Tags und Nachts, nach einem direkt an der Grenze gelegenen Hof und hinauf zum Posten Paradies, dem schönsten der Gegend. Dort oben sah man gut nach Westen gegen Croix, wo anno 1871 dicht an der Grenze Preußen und Franzosen miteinander gekämpft hatten. Jetzt war's still in diesem Abschnitt, Zollwächter, zum Teil sehr nette Leute, mit denen wir gerne einige Worte wechselten, patrouillierten schnellen Schrittes auf und ab oder hockten in ihren Reisighütten, und als Sensation ritt hie und da einmal eine Patrouille feldgrau gekleideter Kürassiere die Grenze ab.



General Ulrich Wille feierte kürzlich sein 50jähriges Offiziersjubiläum.

Bei einem großen „Türk“ gegen das Landschäftler Regiment unserer Brigade auf dem vorbildlichen Manövergelände zwischen Coeuve und Bonfol holte ich mir den Blasenkatarrh. Eine gute halbe Stunde lang lagen wir da vor der feindlichen Stellung, nach dem Vorgehen über das weite wellige Ackergelände, auf dem nassen Novemberfeld, in einem Dreck, der wie Schokoladenpudding aussah, an eisigem Wind. Hinter uns gingen die Hauptkräfte auf unsere Stellung vor. Artillerie fuhr in den Mulden auf, die flinken Gruppen der Regimentsmitrailleure, damals noch neu eingeführt, krochen in ihre Verstecke, das

Feuer auf einer Trommel markierend, auf den Flügeln fluteten die Linien beider Parteien hin und her. Schlotternd, schimpfend, Witze machend, warteten wir auf das Signal zum allgemeinen Sturm. Wie wären wir brüllend auf den Wald da vorne losgerannt, nur um warm zu werden! Schließlich bließ es Gefechtsabbruch ohne Sturm. In von Mässe und Dreck beschwerten Kaputen standen wir da im Wind und warteten auf Sammlung und Heimmarsch.

Ein paar Tage darauf mußte ich mich zur „Krankensivite“ melden, das erste Mal, daß ich im Dienst krank wurde. Ich lag zwei Tage in einer großen hellen Schulstube, dem Krankenzimmer, und bekam Umschläge. Dazu trank ich heißen Tee — seit einigen Jahren Armeegeutränk — und schrieb angeregt durch die Situation einen Brief an einen alten Spielfkameraden und Freund, der als freiwilliger badischer Krankenpfleger in Japon Dienst

tat. Dann las ich das Leben des Generals Dufour aus der Soldatenstubenbibliothek. Die Lektüre von diesem vornehmen und bedeutenden Patrioten, vom Sonderbundskrieg und dem kühnen, entschlossenen Aufmarsch gegen Preußen anno 1856 verbanden die Gedankenwelt meines betrübtten Soldatendaseins in aufrichtender Weise mit den Schicksalen des Schweizervolkes und seiner Soldaten vor einem halben Jahrhundert. Und ich kam mir als ein Stück Historie vor — was immer noch mehr war als ein Füsilier, der sich darüber freut, daß er einen Tag nicht im Schmutzwetter herumjagen muß und die Ruhe des Krankenzimmers genießen kann. Tags darauf hatte ich freilich von diesem Leben schon genug und ich betrieb meine Entlassung. Ich kam los, was angesichts des bevorstehenden Sonntags ein großer Vorteil und ein großes Wunder war. Meine Erkältung verlor sich ziemlich bald.

Am Sonntag, den 14. November, feierten die Bewohner von Bure „St. Martin“. Das ist für sie der Höhepunkt des Jahres. Lange vorher wurden uns schon die Wonnen des Festes beschrieben, täglich schrie an einem Ort des Dorfes irgend ein Schwein auf der Schlachthaut, die Frauen taten nichts als Kuchen backen (des gâteaux, eine Art Wähen), der Kirchhof wurde geschmückt, und die Bewohnerschaft des Dorfes, sonst an Montenegriner erinnernd, entwickelte im Sonntagsstaat zahlreiche Schönheiten. Wir — das heißt ein paar engere Kameraden aus der Kompagnie — waren bei der Bauernfamilie eingeladen, wo wir des Abends beim Lampenschein unsern Kaffee mit Rösti zu essen und unsere Lieder zu singen pflegten, und vertilgten heute nach Kräften von den nahrhaften gâteaux. Der Hausherr setzte uns Wein, schwarzen Kaffee und Schnaps vor — wir konnten kaum mehr stehen nach den Ekstremitäten dieses Tages. Und so feierte das ganze Dorf im freigebigsten Verein mit seinen Soldaten, daß Abends das ganze Kantonnement erfüllt war von dem Lobe unserer Gastgeber.

Tags darauf war nach Anordnung des Generals für alle Truppen Morgartenfeier. Es war leicht Schnee gefallen, die Luft kalt und klar. Die Kompagnie stellte sich auf der schönen Höhe vor dem Dorfe auf, es wurde der Armeebefehl in Willes bestimmter, ausdrucksvoller Sprache verlesen. Der Hauptmann sprach, und eine Gruppe Sänger trug Lieder vor. Drüben standen die runden fahlen Bogesenberge mit dem ersten Schnee, von geballten Wolken überlagert, die rosig in der Morgensonne leuchteten. Zu ihren Füßen lag die Rheinebene mit glänzenden Nebelflecken. Wir feierten eine längst vergangene Schlacht und verbanden damit unsere heutige Unabhängigkeit, unsere Stellung als neutrale Soldaten im äußersten Zipfel des Vaterlandes. Wir sangen von unseren Bergen, die weit hinter dem blauen Jura lagen, als den Symbolen unserer Kraft angesichts zweier großer fremder Länder.

Am Nachmittag spazierte unsere kleine Kameradschaft den schönen Weg von Bure nach Buir hinab im Martinisonnenschein. Es war ein Abschied von Bure und unserem bisherigen Zusammensein. Denn in den nächsten Tagen sollten wir dislozieren und dann 50% unserer Bestände zu einem sechswöchigen Urlaub entlassen. Drei von uns hatten sich zu diesem Urlaub gemeldet, während ich mit einem zweiten mich für den ersten Teil entschieden hatte. In Buir, in einem hübschen Wirtshaus an der Steinbrücke über die Allaine, aßen wir gebackenen Fisch und schauten den Bauernthypen und

den tanzenden Kameraden von der dritten Kompagnie zu. Auf der Straße leuchtete die Sonne und betrunkene Martinibauern wankten zum nächsten Wirtshaus. Den Rückweg nahmen wir über le Mairât, einen besonders einsamen, stimmungsreichen Punkt der Gegend. Auf dem kleinen Sträßchen begegnete uns ein alter Bauer und schwärmte uns in köstlichster Weise von der Jugend und der Liebe vor, dem einzig Wahren im Leben. Er trieb eine Kuh vor sich her und war in schönster Martinistimmung. Im äußersten Hause von Villars-le-Sec wurde das erste Licht angezündet. Unter feinen Föhrenstämmen stand die dunkle Hütte eines verlassenen Unteroffizierpostens. Als wir den fahlen Rücken gegen Bure hinaufstiegen, ging über den fernab verschwimmenden



Oberstdivisionär **Arnold Viberstein**, bisheriger Kommandant am St. Gotthard, ist zum Kommandanten der zweiten Division ernannt worden.

Schwarzwaldbergen der bleiche Vollmond auf. Ein verräbelter Landstreicher torfelte vorbei, laut vor sich hinsprechend im abenteuerlichsten Deutsch-französisch und erklärte bestimmt, heute Nacht nach Berlin laufen zu wollen. Für den Glücklichen gab's keinen Krieg und keine gesperrte Grenze.

Noch im Dämmerchein des nächsten Morgens marschierten wir ab, unter den Abschiedsrufen und Tränen der Bevölkerung, mit der uns unser langer Aufenthalt trotz allen Sprach- und Wesensunterschieden so eng zusammengebracht hatte. Es war ein sonniger, ja heißer Tag und die ganze Moie in Bewegung von dislozierenden Truppen. In Bruntrut kreuzten wir uns mit einem singenden Landschäftlerbataillon, später mit den uns ablösenden Murgauern. Die 97er zogen mit Musik auf

der Straße von Fagn-Courtedour her, schon von der Höhe herab erblickten wir ihre Marschkolonnen mit den fröhlich dampfenden Küchenwagen. Endlich wieder einmal eine Reise mit neuen Bildern und Hoffnungen, dazu eine warme Sonne und Durst wie im Sommer!

Unser Ziel war Charmoille, ein hübsches Dorf in einem Jurawinkel der Moie gegen Pfirt zu. Wir blieben nur drei Tage dort, aber sie waren überreich an neuen Eindrücken. Nach dem langen Aufenthalt in der so fremdartig weiträumigen Landschaft von Bure sah man wieder einmal kraft-

volle Juraberge, ein alemannisch gebautes, sauberes Dorf mit grünen Matten, Bächlein und alter Mühle. Warme Sonne auf behaglichen Berghängen, in blauer Luft ein stolzer Fesselballon — und zwar ein eidgenössischer. Über dem waldigen Rücken, der das Dorf vom Largetal trennt, sah man gerade die Schrapnellwölkchen einer Fliegerverfolgung aufblitzen. Wir waren voller Erregung.

Am Tag darauf war alles grau und kalt. Es begann langsam, aber eindringlich zu schneien. Die nicht auf Posten stehenden Züge der Kompagnie marschierten den Grenzabschnitt ab. Wir stampften durch den steilen Wald auf den Grat hinauf, der die aussichtsreichsten Punkte der Grenze in diesem Gebiet trägt. Auf dem Grat in den Bäumen standen die Hütten und der Turm eines Beobachtungspostens. Leider war das Elsaß ganz trüb. Wir marschierten in gemütlicher Einerkolonne dem Drahtzaun entlang, rauchend und die Entlassungsfragen besprechend. Die Grenze trat aus dem Wald hinaus und wir erblickten eine verschneite Wiese mit dunkeln Tannenhintergrund: deutsches Gebiet. Ein Posten ging schweigend auf und ab, mit Helmüberzug und Ohrenkappe, in den mächtigen feldgrauen Mantel gekleidet, der den Mann in seiner Einfachheit hünenhaft gegen unsere vielgegliederten



und -behängten blauen Kaputsoldaten erscheinen ließ. Auf einer offenen Bergwiese lag eine in den Boden eingebaute Holzhütte, die üblichen Sonnenpavillons und Gärtlein baulustiger Füsilier, ein kleiner Beobachtungsturm — der Posten Ebombettes. So hieß nämlich der graue Bauernhof jenseits des Zaunes, vor dem ein Posten pfeiferauchend in seiner Hütte stand. Eisfalt wehte der Wind über die offene Höhe — dazu die graue Landschaft, die grauen Soldaten mit ihrer harten Sprache — wenn man an die Zollwächter von Bure dachte, die Söhne des Midi, so erschien einem Deutschland wirk-

lich als ein finsternes, übermächtiges Barbarenreich. Und doch war es nur der Ernst des Krieges und des Winters, der hier seine Stimme erhob.

Am nächsten Tag kam ich auf den Posten Essert Bourquin, eine Sennhütte in einem tiefen Sattel des Largrückens hinter Charmoille, wo ein Sträßchen nach Lussendorf hinüberführt. Das Wetter hatte sich geklärt und die knappe Aussicht der Doppelschildwache ins deutsche Kriegsgebiet erschien als schöne ferne Sommerlandschaft. In der finstern engen Sennhütte lernte ich zum erstenmal eine richtige Grenzwachthütte kennen. Im vorderen Teil bei der Türe stand ein kleiner Tisch, woran man nur ablösungsweise lesen oder essen konnte, die Wand darüber war mit Kartenskizzen, Verordnungen und Wachtbefehlen bedeckt. In einem niedern Herd machte der Koch aus den von der Kompagnie gelieferten Materialien das Nachteffen. Der Herd mußte gleichzeitig den Raum heizen, weil der Ofen nicht funktionierte. Deshalb herrschte zeitweilig ein solcher Qualm, daß alle tränenrote Augen bekamen. In dies Dunkel hinein zogen sich die in halber Mannshöhe errichteten Pritschen; in einem Winkel waren Börter als „Plancken“ für unsere Säcke angebracht. Bei Allem war es doch ein gemütlicher Abend, als wir, die bittere Kälte fliehend, da drin standen und dem Handorgelspiel des Gefreiten zuhörten. Ein junger Bauer war zur Abendunterhaltung gekommen und saß stolz befriedigt auf der Britische. In der Aschengrube neben dem Herd hockte ein langer Bauernbub und schaute mit gescheidenten Augen bald auf den Koch, bald auf sein Gericht. Er schien zum Posten zu gehören; denn schon den ganzen Tag machte er sich in der Umgebung zu schaffen, indem er mit einer langen Stange dürres Holz von den Tannen schlug und dazu beständig lachte, sang und schwatzte.

Als ich in der Morgendämmerung auf meinem Posten stand, vernahm ich den Trommelschlag der in den Urlaub abmarschierenden Kameraden. Es war doch ein wenig ein bitteres Gefühl, wenn man sich die Glücklichen in Basel einziehend dachte und selbst weiter Schildwach stehen mußte! Wir andern wurden noch am selben Tag abgelöst und sammelten uns im Dorf zum Abmarsch. Am Nachmittag marschierten wir unter grauem Himmel nach dem melancholisch-einförmigen Nordwestteil der Ajoie. Wir passierten Bonfol und bekamen bald darauf unsern neuen Kantonnementsort Beurnevésin in Sicht. Die Spielleute vor unserm Zug schätzten das „Raff“ nach sachkundigem Augenschein auf unter mittelmäßig. Mich sprach die hübsche Lage an den braunen, das Tal abschließenden Hügeln, einige stattlichere Hausgiebel und der auf der Höhe liegende Friedhof mit alter Kirche immerhin etwas mehr an. Auch späterhin behielt das Dorf für mich ein wenig den Charakter eines der armen oberfränkischen Dörfer Bayerns. Kahle, runde Hügel, ein gewundener Bach mit Steinbrücke und Pferdeschwemme inmitten des Orts — es fehlten nicht einmal die weißen Gänse. Bevölkerung und Bauart waren stark vom Elsaß beeinflusst und mit Vergnügen hörten wir Basler hie und da ein echtes Waggisdeutsch sprechen.

Heimisch wie in Bure wurden wir hier nie; dazu waren wir viel zu oft auf Posten. Die Leute waren meist unfreundlich, wie stets im Anfang; in der ersten Zeit fehlte sogar die unentbehrliche Soldatenstube. Mit den Kantonnementen hatten wir wenig Glück und vor allem wirkte die Trennung von unsern Kameraden von der vierten Kompagnie und das stiefmütterliche Regime der mit uns verschmolzenen dritten unter einem wenig geschätzten

Kommandanten ungünstig. Dafür kamen wir hier auf Posten, die zu den interessantesten der Grenze gehören, wenn auch gerade eine stillere Zeit im Elsaß herrschte. Die sonst üblichen Tage mit Exerzieren und Ausgang des Abends waren selten. Wir waren kaum solange im Dorf, um uns zwischen-
hinein von den Anstrengungen des Postendienstes zu erholen. Zwei Züge stellten die vier Grenzposten, die beiden übrigen Züge die Ortswache und die Außenwache der Ortschaft Beurnevésin — da blieb kaum mehr ein Zug als Reserve übrig.

Unser Zug kam zuerst auf Ortswache; ein ausgeräumter Stall diente als Wachtlokal. Ich stand mit einem Kameraden Doppelschildwache an der Straße nach Réchesh. Die Posten der Grenze waren uns noch fremdes Land, nur aus den Orientierungen der Schildwachbefehle kannten wir ihre Namen. Berichte von Kameraden darüber wurden mit Gier angehört: ein brennendes Dorf, französische Befestigungen, in die Schützengräben ziehende Truppen. Einstweilen hörten wir nur tagsüber die unermüdlich übenden französischen Clairs in Pfettershausen und Gewehrschüsse. Jenen Abend schienen sie mir hinter dem dunkeln Walddecken besonders laut zu ertönen, drei, vier Artillerieschüsse fuhren dazwischen, langhin schallend. Der Krieg stand plötzlich wieder in nächster Nähe, nachdem die Gedanken sich von ihm schon losgemacht hatten. Es war kaum vorstellbar, wie nahe er wütete, während hier in Beurnevésin alles so still war, wie am Ende der Welt, während wir Soldaten Kantonnemente bezogen, exerzierten und schliefen wie anderswo.

(Schluß folgt.)

Ihr gewesenen, erdgewordenen Blätter . . .

Ihr gewesenen, erdgewordenen Blätter,
Ein Teppich seid ihr, der still zu Frühlingen führt.
Kaum, daß ein Blümlein, zur Höhe steigend,
Leis eure verblichenen Herzen berührt.

Doch zuweilen rauscht es in euch von verstürmtem, schneeigem Wetter,
Rauscht es der Sommerfülle, dem smaragdenen Frühlingskleid:
Die gewesenen erdgewordenen Blätter
Sind die schlafende Brücke der Zeit.

Max Geillinger.

Rote Aeste beben im entblühten Land,
Stille Blätter schweben, wie ein Lächeln schwand.

Und der Bach, der gestern hart und stählen schien:
Tausend goldne Schwestern sanken über ihn.

Max Geillinger.